

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 15 (1939)

Heft: 35

Artikel: Ein sonderbares Schicksal

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-753667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die ungeschützte bäuerliche Brennholzfräse mit all ihren Tücken und Gefahren. Der Bauer steht direkt vor dem rotierenden Fräsenblatt. Eine kleine Unachtsamkeit oder ein weggeschlagenes Holzstück kann ihm oder seinem Mitarbeiter zum Verhängnis werden.

Le travail à la scie métallique tel qui est pratiqué jusqu'ici, présente certains dangers. L'ouvrier est à la merci d'une distraction et risque par ailleurs continuellement de recevoir des éclats de bois.



Beim Arbeiten mit der Schutzvorrichtung «Hatt» steht der Fräser neben dem Tisch. Mit einem Hebel führt er das festgeklebte Rundholz dem Fräsenblatt entgegen. Ein Kontakt mit der scharfen, rotierenden Säge ist ausgeschlossen. Das Wegschlagen von Holzstücken ist unmöglich geworden.

Le système «Hatt» permet à l'ouvrier d'œuvrer en toute sécurité.

«Jeder Laie kann an der Fräse arbeiten, wenn sie mit meiner Schutzvorrichtung versehen ist», meint der 72jährige Adam Hatt aus Oberstammheim nicht ohne Stolz. «Das Patent verkaufe ich natürlich nicht, damit die Arbeit im Dorf bleibt und der Preis nicht in die Höhe getrieben wird.»

M. Adam Hatt, d'Oberstammheim, a conçu un système de protection qui limite au strict minimum les dangers que présente le travail à la scie rotative. Il se refuse de vendre sa patente et de commercialiser son invention, aux fins de conserver aux habitants de son pays de Schaffhouse et au ferronnier du village le profit de la fabrication de son appareil.



Ein sonderbares Schicksal

von Roda Roda

Unser alter Freund Wladimir Weida — Gott hab ihn selig, aber er lebt noch, in Belgrad — Wladimir war von Kind an verschroben und voller Widersprüche.

Zum Beispiel, als er volljährig geworden war und alle felsenfest glaubten, nun würde er endlich seine Schulden bezahlen — da rief er, so dumm sei er nicht, und nahm Abschied, um ins Wasser zu gehen.

«Gut», antwortete man ihm, «wenn du dich ertränken willst, ist das eine Angelegenheit, die an deine Haut geht und an keine andere sonst; aber bezahl doch wenigstens vorher!» — «Nein», sagte er, «wovon sollte ich dann weiterleben?» — Also schüttelten wir ihm die Hände, und er ging ins Wasser.

Seinen Leichnam hat man nie gefunden. Natürlich — denn er lebt ja noch.

Indessen suchte einer von uns Herrn Deditsch auf, der Pferdehändler ist und sonst noch allerlei in der Unterstadt, und fragte ihn:

«Haben Sie Wladimir Weida gekannt, Herr Nachbar?»

«Freilich hab' ich ihn gekannt. Denken Sie nur: der Kerl ist mir durchgegangen.» — «Wieso, Herr Deditsch?»

«Eh, ganz einfach: er war mir 2340 Dinar schuldig, ohne die Zinsen vom letzten Verfallstag an — und statt mir das sauer verdiente Geld zurückzugeben, packt er sich zusammen und . . . ist eben nicht da.»

«Hm. Und wo, glauben Sie, treibt er sich herum?»

«Weiß ich? Die einen sagen das und die andern jenes — die dritten gar, er wäre dort oben über den Sternen.»

«Ja, ja, Herr Deditsch», seufzte unser Freund. «Hören Sie nur, wie schrecklich: gestern hat man den Armen aus der Donau gezogen, ganz mausetot und kaum mehr zu erkennen vor Verwesung.»

«Was Sie nicht sagen», rief Deditsch erschrocken. «Wer wird mir nun die 2340 Dinar bezahlen?»

«Der Herr im Himmel, Herr Deditsch. Ich fürchte aber, er wird Ihnen große Abzüge an Zinsen machen.»

«Wieso — weswegen?»

«Tun Sie nur nicht grün! Sie haben den armen Wladimir gehörig geschunden. Wenn ich nachdenke, was ihn am ehesten zu dem verzweifelten Schritt veranlaßt haben

mag — meiner Ehr, Sie haben einiges an ihm gurzumachen, Herr Deditsch. Morgen um acht Uhr ist Messe für Wladimir Seelenheil in der Kathedrale — da werden Sie doch nicht fehlen wollen?»

«Gewiß nicht, gewiß nicht», versicherte Deditsch, im Innersten bewegt, und kam pünktlich um acht in die Kathedrale. Dort wurde zwar Messe gelesen — eine nach der ersten Klasse sogar, mit großer Assistenz und Chor — bloß nicht für Wladimir, sondern für einen gewissen Achatius, der in Saloniki gestorben war.

Herr Deditsch focht der kleine Widerspruch nicht an — wie hätt' er ihn auch merken sollen? Und daß buchstäblich er den armen Wladimir in den Tod getrieben hatte, war ein Gedanke, der ihn gar nicht mehr losließ.

«Wie ist denn das Unglück eigentlich geschehen?» fragte er einen Mann, der zufällig neben ihm stand. «Weiß man Näheres?»

«Mein Gott, bei so alten Leuten . . ., erwiderte der Fremde achselzuckend — er meinte Achatius aus Saloniki. «Alt? Erlauben Sie? Der Arme war doch nicht alt?»

«Lieber Herr», sagte der Fremde, «alt oder nicht — wie man's nimmt. Wenn man hiemden seine Rechnung abgeschlossen hat, ruft einen Gott hinüber.»

Deditsch fühlte sich durch Erwähnung der abgeschlossenen Rechnung getroffen, schwieg beschämmt und hörte um so zerknirschter dem feierlichen Gesang zu. «Gospodin pomiluj — Gnad ihm Gott», seufzte auch er mit tiefer Inbrust.

Um halb neun Uhr war die Sache zu Ende. Deditsch ging heim und geträumte sich seitdem vor lauter Gewissenssins nicht mehr vor die Tür.

Als man ihn nun so lange nicht sah, munkelte man, er wäre krank, und als sein Onkel, der alte Deditsch aus Ripan, starb, verwechselte man die beiden und sagte den Pferdehändler Deditsch tot.

Unterdessen hattet Wladimir Weida, der strebsame Junge, in Budapest die verschiedenartigsten Geschäfte begonnen. Er hatte eine Agentur der Englischen Bibelgesellschaft eröffnet, verkaufte zwei Gattungen von Strickmaschinen auf Raten und betrieb nebenbei eine

Kollektur der Klassenlotterie. Man bedenke: in dieser schweren Zeit; als Ausländer; ohne Paß- und Aufenthaltsverlängerung, erst recht ohne Arbeitsbewilligung. Wirklich, auf seinem Gebiet ein Künstler, unser Wladimir Weida. Einmal lieh sich ein serbischer Landmann, seines Zeichens Klavierstimmer, von Wladimir etliches Geld und ließ als Sicherheit sein Werkzeug zurück — da wurde Wladimir auch Klavierstimmer, was für einen völlig unmusikalischen Menschen wie ihn gewiß ein Zeichen ist von feurigen Erwerbsseifer.

Dennoch — er brachte es auf keinen grünen Zweig. Da war ihm eine wahre Erlösung, als er hörte, sein ältester Gläubiger, Deditsch, sei verschwunden. Er zögerte keinen Augenblick, bezahlte die Klassenlose mit den Strickmaschinen, gab der Bibelgesellschaft das Werkzeug, dem Landmann ein paar Bibeln und fuhr nach dieser — für seine Verhältnisse sehr ordentlichen — Austragung derschwebenden Verpflichtungen schnurstracks nach Hause.

Einer der ersten Menschen, denen er auf dem Quai begegnete, war . . . Deditsch. Herr Deditsch hatte einige Wochen Einkehr in sich gehalten und gefunden, daß er an Wladimir Selbstmord eigentlich nicht so viel Schuld trage, wie er sich anfangs beigemessen hatte. Und er beschloß, die peinliche Geschichte im Trubel des Belgrader Hafenlebens zu vergessen. So ging er denn, immer noch mit Wladimir und dem 2340 Dinar im Kopf, hinunter zur Donau — und einer der ersten Menschen, denen er begegnete, war . . . Wladimir.

Herr Deditsch griff mit den Händen in die Luft und dann nach seinem Bart, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume. Sein zweiter Gedanke war: der Teufel. «Alle guten Geister, steht mir bei!» stammelte er und schlug hastig das Kreuz. Denn es ist doch wahrlich nichts Alltägliches, einem Menschen leibhaft gegenüberzustehen, bei dessen Totenmesse man vor einigen Wochen gewesen ist. Wladimir Weida fand zuerst die Sprache wieder.

«Herr Deditsch», rief er, «lassen Sie mir fünfzig Prozent nach, oder ich gehe wirklich ins Wasser — so wahr ich lebe.» «Ja, mein Sohnchen, ja. Ich lasse dir fünfzig Prozent nach. Nur bleib auf dem Land. Zweimal möchte ich den Kummer deinetwegen nicht durchmachen.»

Und dabei blieb es.

Wirklich, es blieb dabei. Herr Deditsch hat die eine Hälfte seiner Forderung nachgelassen, und die andere Hälfte ist ihm Wladimir noch heute schuldig.